

HANNES LEIDINGER
LENZ MOSBACHER

HABSBURGS LANGES STERBEN

EINE KURZE
GESCHICHTE VOM
SCHLEICHENDEN
UNTERGANG DER
DONAUMONARCHIE

Inhalt

Gedanken zum Geleit

Dämmerstimmung

(Hannes Leidinger / Lenz Mosbacher)

Ein Hauch von Joseph Roth

(Manfried Rauchensteiner)

Stationen des Niedergangs, der Auflösung und der Erinnerung *(Texte von Hannes Leidinger, illustriert von Lenz Mosbacher)*

Beständigkeit auf tönernen Füßen

Endzeitgefühle

Licht und Schatten

Im Zeichen der Gewalt

Erschöpfung und Empörung

Zerfall

Fragile Neuordnung

Abschied auf Raten

Nachbemerkungen aus der Gegenwartsperspektive

Rückblick im Zeitraffer – Versuch einer knappen
Bilanz *(Hannes Leidinger)*

Was blieb, was bleibt? Die Monarchie und ihr Erbe
aus heutiger Sicht *(Verena Moritz)*

Eine persönliche Anmaßung ... *(Elisabeth Schweeger)*
kritisch und kontrovers – Interventionen

im öffentlichen Raum *(Nadia Rapp-Wimberger)*

Portal zu einer virtuellen Ausstellung

Dämmerstimmung – Gedanken zum Geleit

Theatralischer könnte es nicht sein. In den nebeligen Regentagen des Novembers entschwindet mit der absterbenden Natur die alte politische Ordnung. Zuerst ist es der betagte Monarch, der im spätherbstlichen Schönbrunn für immer die Augen schließt. Dann, gerade einmal zwei Jahre später, verlässt sein Nachfolger die barocke Schlossanlage. Das Dunkel der Nacht umhüllt den letzten Kaiser und die kleine Schar seiner Getreuen. Im Dämmerzustand der Hoffnung auf Wiederkehr treten sie aus der Herrschaftsgeschichte Europas aus.

Der Moment stellt eine tiefgreifende Zäsur dar: durch das Ende des Ersten Weltkrieges und durch das plötzliche Verschwinden bislang scheinbar ewig bestehender Imperien. Der Bruch ist für den alten Kontinent so groß wie für Österreich, das für sich selbst eine neue Definition sucht.

Dabei konnten die Untertanen des verblichenen k.u.k. Doppelstaates nicht völlig überrascht sein von den einschneidenden Veränderungen. Das untergegangene Reich stand immer wieder vor dem Aus, erlebte regelmäßig existenzielle Krisen, empfand sein Weiterbestehen nur zu oft als Provisorium und Prekariat.

Zugleich schien der „Alte Mann an der Donau“ Siechtum und Zähigkeit gleichermaßen zu verkörpern. Das fragile und vielgestaltige Gemeinwesen verfügte trotz aller Widrigkeiten über beachtliche Kräfte des Zusammenhalts. Sie relativieren die scharfe Zeitgrenze von 1918. Der Doppeladler hatte sich Lebensenergien bewahrt, das Reich lebte weiter: in den Köpfen und Herzen, in den Empfindungen und Vorlieben, in den Sitten und Normen seiner ehemaligen Bewohner.

Der Abschied verzögerte sich. Im Grunde dauert er bis heute an. Habsburgs schleichender Tod vollzog sich in Etappen, mit Anbindung an die Gegenwart.

Die folgenden Seiten erzählen davon, in Texten und Illustrationen. Begleitet wird die Zeitreise von Manfred Rauchensteiner, der einleitend den entscheidenden Moment, den Ersten Weltkrieg und die Auflösung Österreich-Ungarns zwischen Kritik und Verklärung ansiedelt.

Abschließend betrachten Verena Moritz, Elisabeth Schweeger und Nadia Rapp-Wimberger das habsburgische Erbe aus heutiger Sicht. Die kritische Annäherung an historische Langzeitwirkungen und unterschiedliche Formen des Gedenkens endet in der Gegenwart, fragt nach der Relevanz – nicht nur für Österreich, sondern für Europa.

Die Kulturhauptstadt Salzkammergut mit der „Kaiserstadt“ Bad Ischl gerät in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Der idyllische Ort ist Zentrum des k.u.k. Mythos, der romantisierenden Verklärung, erinnert aber auch an fatale Entscheidungen. In Bad Ischl entschied sich Franz Joseph I. im Sommer 1914 für den Waffengang. Er wurde zum „Weltbrand“ und zur „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts.

Die Kulturhauptstadt Europas widmet sich dem schwierigen Vermächtnis. Unter anderem vermitteln Informations-Stelen mit Ton- und Bilddokumenten das vielschichtige Geschehen vor und nach 1918. Das Buch bewahrt diese Intervention im öffentlichen Raum: Ein Portal führt in eine virtuelle Ausstellung ...

Licht und Schatten

Reformideen und Kompromissbereitschaft

Gerade im österreichischen Teil war die komplexe Polit- und Verfassungsstruktur des Reiches keineswegs erstarrt. Als Beispiel galt der „Mährische Ausgleich“. Er beendete 1905 zumindest den direkten Nationalitätenwettbewerb im Kronland. Von nun an gab es im dortigen Landtag drei separate Kammern für den Adel, die Deutschen und die Tschechen.¹ An Kritikern fehlte es freilich nicht: Die Bevölkerung schien ihnen nun endgültig nach ethnischen Gesichtspunkten getrennt – die „Segregation“ empfanden sie als statische Lösung. Trotzdem urteilten etliche Beobachter milder. Mähren bot sich ihnen zufolge als vielversprechendes Modell an – auch für Böhmen, wo die betreffenden Verhandlungen allerdings 1910 abgebrochen wurden.²

Andere Reformvorschläge nahmen indes Abschied von den bisherigen Kronländergrenzen. Eine trialistische Konzeption sah einen eigenen südslawischen Teil der Monarchie vor. Der ungarischen Führung war diese Idee allerdings ebenso ein Dorn im Auge wie die föderalistischen Pläne der „Vereinigten Staaten von Großösterreich“. Sie ließen von der bestehenden räumlichen Gliederung wenig übrig. Unter anderem Böhmen, Mähren, Galizien und die Länder der Stephanskronen hätten zu bestehen aufgehört.³ Das angedachte „Großösterreich“

¹ Albrecht, Catherine: Die Böhmisches Frage. In: Cornwall, Mark (Hg.): Die letzten Jahre der Donaumonarchie. Der erste Vielvölkerstaat im Europa des frühen 20. Jahrhunderts. Wegberg 2004, 85–106, 97.

² Ebd.; vgl. Judson, 376.

³ Rumpler, Helmut: Eine Chance für Mitteleuropa. Bürgerliche Emanzipation und Staatsverfall in der Habsburgermonarchie. Wien 2005, 520f.

sollte – noch ohne Bosnien-Herzegowina – folgende Gliederung aufweisen: Deutschösterreich, Deutschböhmen, Deutschmähren und Schlesien, Tschechisch-Böhmen und Mähren, Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien, Polnisch-Westgalizien, Ruthenisch-Ostgalizien, Slowakei, Krain, Ungarisch-Südslawien beziehungsweise die Wojwodina, das Szeklerland, das Trentino und Triest.⁴

Wiens Bürgermeister Karl Lueger konnte sich damit ebenso anfreunden wie Thronfolger Franz Ferdinand. Er sah Lueger bereits als Kanzler des Zukunftsstaates. Franz Ferdinand und Lueger lenkten solcherart den Hass der magyarischen Eliten auf sich, sie wurden zu Schlüsselfiguren in der Auseinandersetzung mit Ungarn.⁵

Um drohende Reibereien zu vermeiden, schien die Trennung des Landesterritoriums von der persönlichen, nationalen und kulturellen Identität zielführender. Der Christlichsoziale Ignaz Seipel und der Sozialdemokrat Karl Renner plädierten für die Mährische Lösung. Was für die Beziehungen zwischen den Konfessionen zutrefte, gelte auch für die nationale Zugehörigkeit des Einzelnen, erklärte Renner. Es komme also darauf an, so sein Credo, „die Nationen nicht als Gebietskörperschaften, sondern als Personalverbände zu konstituieren“.⁶

Imperiale Ziele

Die Einverleibung Bosniens und der Herzegowina ebenso wie das Interesse an Albanien als adriatische Bastion entsprachen nach wie vor imperialistischen Machtfantasien

⁴ Hlousa, Wolfgang: Das Föderalisierungskonzept von Aurel C. Popovici „Die Vereinigten Staaten von Groß-Österreich“. Diplomarbeit Wien 1989.

⁵ Rumpler, Eine Chance für Mitteleuropa, 520f.

⁶ Zit. nach Saage, Richard: Der erste Präsident. Karl Renner – eine politische Biografie. Wien 2016, 72.

des k.u.k. Doppelstaates. Zwar erhielt Bosnien-Herzegowina im Landesstatut von 1910 allgemeine Bürgerrechte und einen Landtag, dessen Abgeordnete zum größten Teil durch Wahl bestimmt wurden.⁷ Justizsystem und öffentlicher Dienst orientierten sich aber nur partiell an den Strukturen des übrigen Reiches.⁸ Die Respektlosigkeit des „alten Zentrums“ gegenüber der „neuen Peripherie“ war kaum zu übersehen. Außenposten am Balkan galten als rückständige Entwicklungsgebiete oder Sphären der „Missionstätigkeit“.⁹

Zugleich fanden sich viele unter den Angehörigen der dominierenden Völker, den Oberschichten, den Etablierten und Arrivierten, den Hof- und Regierungskreisen, die auch die übrigen Staatsbürger des Habsburgerreiches unverändert als unmündige Kinder und Untertanen behandelten. Nicht bloß der Nationalitätenstreit sowie die permanenten Differenzen zwischen Cisleithanien und den Ländern der Stephanskronen trübten unter diesen Bedingungen Franz Josephs Kronjubiläum im Jahr 1908. Die damaligen Festzüge entfalteten einen „unechten Glanz“, meinte eine Bildungselite, die sich auf der „Anhöhe der Zivilisation“ wähnte. Von dort blickte sie auf Menschen herab, die – wie der Architekt Adolf Loos es formulierte – „selbst während der Völkerwanderung als rückständig empfunden worden wären“. Die Heterogenität der Donaumonarchie offenbarte sich auch im Hochmut der „Edelmenschen“ gegenüber den „Primitiven“. Elegante Hauptstädter und arrogante „Deutschtümler“ schauten in der Manier von Kolonialherren auf „Provinzler“ aus entlegenen Kronländern

⁷ Judson, 483.

⁸ Ebd.

⁹ Canis, 429; Kolm, 305.

herab, auf fremde „Rastelbinder, Schlawiner, Mausefallenhändler und Scherenschleifer“ mit ihren „wildem Tänzen“.¹⁰

Im Zeichen der Gewalt

„Es muss zum Krieg kommen.“

Schwere Gewitterwolken zogen über Europa auf und das Reich der Habsburger hatte wesentlichen Anteil am drohenden Unwetter. Die Gefahren waren für Hell-sichtige durchaus erkennbar. K.u.k. Hof- und Regierungskreise fürchteten, nach zu vielen Schlappen und Gebietsverlusten auch noch im letzten Aufmarschgebiet für eigene Machtdemonstrationen an Handlungsspielraum zu verlieren. Am Balkan schien ein Zurückweichen undenkbar. Die Staatsspitze verengte ihren Wahrnehmungshorizont angesichts der unveränderten Frontstellung Wiens gegenüber Belgrad und Sankt Petersburg. Die Miene des betagten Monarchen in Schönbrunn verfinsterte sich. Kaiser Franz Joseph sah die Aktionsfähigkeit seines Reiches eingeschränkt. Trotz gescheiterter militärischer Unternehmungen in der Vergangenheit schloss er nicht mehr aus, die Waffen sprechen zu lassen. Es sei wohl erfreulich, den Frieden aufrechterhalten zu sehen, erklärte er im Jänner 1914 Deutschlands Botschafter Heinrich von Tschirschky. Pessimistisch merkte er jedoch an: „Ob das aber noch lange gehen wird, das weiß ich nicht.“¹¹

¹⁰ Zit. nach Hamann, Hitlers Wien 147f.

¹¹ Zit. nach Canis, Konrad: Die bedrängte Großmacht. Österreich-Ungarn und das europäische Mächtesystem 1866/67–1914. Paderborn 2016, 448.

In diesem Klima wirkte die Ermordung des habsburgischen Thronfolgers Franz Ferdinand und seiner Gemahlin in Sarajewo am 28. Juni 1914 wie ein Zündfunke. Das Attentat lastete man Hintermännern in Belgrad an, und Franz Joseph dürfte sich deshalb sehr früh, wahrscheinlich bei einer der Audienzen des k.u.k. Außenministers Leopold Graf Berchtold, etwa am 30. Juni, entschlossen haben, Serbien mit Gewalt in die Schranken zu weisen.¹² „Wir haben den Krieg schon ganz früh beschlossen, das war schon ganz am Anfang“, erinnerte sich später k.u.k. Finanzminister Leon Ritter von Biliński.¹³ Der Herrscher, ohnehin kein Freund von Konferenzen und Unterredungen mit mehreren Anwesenden, bestimmte in routinemäßigen Zweiergesprächen die Richtung und war danach wohl überzeugt, alles Wichtige gesagt zu haben. Die betreffenden Maßnahmen überließ er, wie schon bei früheren Gelegenheiten, seinen Beratern.¹⁴

Die Gefahr eines Waffengangs bewirkte allerorts die Festigung der Allianzen. Die Entente-Mächte Frankreich, Großbritannien und Russland rückten enger zusammen, ebenso die Mittelmächte Deutschland und Österreich-Ungarn.¹⁵ Im Gefühl weitgehender außenpolitischer Isolation sagten sich beide Staaten gegenseitige Hilfe nach besten Kräften zu. Ein enger Mitarbeiter von Berchtold, Alexander Graf Hoyos, war Anfang Juli mit einem mehr erwarteten als erhofften Resultat aus Berlin zurückge-

¹² Kramer, Alan: Dynamic of Destruction. Culture and Mass Killing in the First World War. Oxford 2007, 87.

¹³ Zit. nach Rauchensteiner, Manfred: Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie 1914–1918. Wien/Köln/Weimar 2013, 95.

¹⁴ Rauchensteiner, Der Erste Weltkrieg, 123–125.

¹⁵ McMeekin, Sean: July 1914. Countdown to war. London 2013, 59; Clark, Christopher: The Sleepwalkers. How Europe went to War in 1914. London 2013, 449, 505–516 und 537–551.

kommen. Man würde sich, gab er die Haltung des deutschen Bündnispartners wieder, zwar gerade jetzt, nach den Todesschüssen von Sarajewo, nicht in die Politik Wiens gegenüber Serbien einmischen, stünde aber bedingungslos hinter der Donaumonarchie.¹⁶

Die „Mission Hoyos“ gehörte ebenso zu den österreichisch-ungarischen Kriegsvorbereitungen wie der Wunsch, mit Hilfe einer Demarche beziehungsweise eines Ultimatums¹⁷ möglichst harte Forderungen an Serbien zu stellen.¹⁸ Noch klarer drückte sich Graf Berchtold gegenüber dem Gesandten des Habsburgerreiches in Belgrad, Wladimir Freiherr von Giesl, aus: „Wie immer die Serben reagieren – Sie müssen die Beziehungen abbrechen und abreisen; es muss zum Krieg kommen.“¹⁹

Die maßgeblichen Amtsträger waren sich einig. Nicht bloß Berchtolds Diplomaten und die Militärs um Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf machten Druck. K.k. Ministerpräsident Karl Graf Stürgkh glaubte gleichfalls, das Band zwischen den Slawen inner- und außerhalb der Monarchie nur mehr durch Waffengewalt

zerschneiden zu können. Auch seinen vorsichtigeren ungarischen Kollegen István Graf Tisza leiteten keinesfalls pazifistische Prinzipien. Vielmehr ging es für ihn um Kriegsziele, Bündnisfragen und das weitere Vorgehen bei der Behandlung der „serbischen Frage“.²⁰

Tisza war übrigens bei Weitem nicht der Einzige, der an einer Lokalisierung des Konfliktes mit Belgrad zweifelte. Unmittelbar nach dem Attentat in Sarajewo wies Außenminister Berchtold auf die Möglichkeit eines allgemeinen oder sogar globalen Konfliktes hin. Bei der Sitzung des Gemeinsamen Ministerrates am 7. Juli 1914 war zumindest Russlands Mobilmachung bereits ein Thema. Die Gespräche zeigten, dass Kaiser Franz Joseph und seine engsten Berater einen allgemeinen Krieg riskieren wollten, um einen lokalen gegen Serbien zu führen.²¹

Der feste Entschluss, die Entscheidung auf dem Schlachtfeld zu suchen, ging bei der österreichisch-ungarischen Führung mit dem Ansinnen einher, das Ausland über ihre wahren Absichten zu täuschen. Wichtige Repräsentanten, insbesondere der Armee, traten ihren Urlaub an und vermittelten den Eindruck, dass die Krise keine schlimmeren Konsequenzen nach sich ziehen werde.²² Währenddessen setzten Hofkreise und Diplomaten alles daran, den Aktionsradius friedenserhaltender Kräfte einzuengen ...

¹⁶ Kronenbitter, Günther: „Nur los lassen“. Österreich-Ungarn und der Wille zum Krieg. In: Burkhardt, Johannes/Becker, Josef/Förster, Stig/Kronenbitter, Günther (Hg.): Lange und kurze Wege in den Ersten Weltkrieg. Vier Augsburger Beiträge zur Kriegsursachenforschung. München 1996, 159–187, hier 161.

¹⁷ Dazu das k.u.k. Außenministerium an seinen Gesandten in Serbien: Die „gewählte Bezeichnung Ultimatum“ für „unsere Démarche [...] ist insofern unrichtig, als fruchtloser Ablauf der Frist nur vom Abbruch der diplomatischen Beziehungen, nicht auch sofort vom Eintritt des Kriegszustandes gefolgt ist.“ – Diplomatische Aktenstücke zur Vorgeschichte des Krieges (DAVK). Hg. Vom Staatsamt für Äußeres in Wien. Berlin 1923, Erster Teil, 104.

¹⁸ Protokolle des Gemeinsamen Ministerrates der Österreichisch-Ungarischen Monarchie (1914–1918). Eingeleitet und zusammengestellt von Miklós Komjátyh. Budapest 1966, 93 und 148.

¹⁹ Zit. nach Rauchensteiner, Der Erste Weltkrieg, 104. Vgl. Kronenbitter, 161–163 und 167.

²⁰ Kramer, 87.

²¹ Moritz, „Wir sind also noch fähig zu wollen!“. In: Dies./Leidinger, Hannes: Die Nacht des Kirpitschnikow. Eine andere Geschichte des Ersten Weltkriegs. München 2008, 66–96, hier 88.

²² Hoffmann, Dieter: Der Sprung ins Dunkle. Oder, wie der 1. Weltkrieg entfesselt wurde. Leipzig 2010, 204.



Erschöpfung und Empörung

Wendepunkte

Inmitten der Krise starb Franz Joseph I. „Wecken Sie mich morgen um vier Uhr, ich habe viel zu tun“.²³ Das sollen die letzten Worte des Kaisers gewesen sein. Seine gesundheitliche Verfassung war seit Längerem besorgniserregend, eine schwere Lungenentzündung führte zum seit Jahren befürchteten Tod.²⁴ Als er am Abend des 21. November 1916 nach einem letzten ganzen Tag am Schreibtisch für immer die Augen schloss, verbreitete die Hoftrauer ein Gefühl der Apokalypse. So nahm es beispielsweise der spätere Bundeskanzler Bruno Kreisky wahr. Knapp sechs Jahre war er alt, als das „Leichenbegängnis“ stattfand und es ihm erschien, „als fülle sich die ganze Welt mit Schwarz. Es war“, so Kreisky, „eine einzige Demonstration der Schwärze“.²⁵

In der Retrospektive erhielten die trüben Novembertage des Jahres 1916 den Charakter einer historischen Wegmarke; eines Abschieds nicht bloß von einer Regierungszeit, die schon als Epoche begriffen wurde, sondern von der „alten Welt“ schlechthin.²⁶

Dennoch gab es unter den Trauergästen jene, die im künftigen Kaiser und seiner Frau eine „Verjüngung des Vaterlandes selbst“ erblickten.²⁷ Karl und Zita waren freilich nicht überall beliebt. Die Beziehungen des Paa-

²³ Zit. nach Broucek, Peter (Hg.): Ein General im Zwielficht. Die Erinnerungen Edmund Glaises von Horstenau. Band I: K.u.k. Generalstabs-offizier und Historiker. Wien/Köln/Weimar 1980, 381

²⁴ Vgl. Abendblatt des Pester Lloyd, Nr. 233 v. 12.10.1907, 1.

²⁵ Zit. nach Pittler, Andreas P.: Bruno Kreisky. Reinbek bei Hamburg 1996, 15. Vgl. Broucek, 224 und 383f.

²⁶ Loewenfeld-Russ, 57.

²⁷ Ebd.

res zur Armeeführung galten als gespannt.²⁸ Personelle Entscheidungen wiesen darauf hin: Generalstabschef Conrad von Hötzendorf musste seinen Posten räumen. Außerdem kam es zu Rochaden: Ottokar Graf Czernin beerbte den Berchtold-Nachfolger Stephan Graf Burián als Außenminister. Burián hingegen bekam sein altes Ressort als k.u.k. Finanzminister zurück.²⁹

Beobachter aus Diplomatenskreisen verstörte unterdessen das Benehmen etlicher Persönlichkeiten, die etwa in den besetzten polnischen Gebieten eher teilnahmslos Gedenkmessen für Franz Joseph besuchten.³⁰ Über die Meldung von seinem Ableben, hieß es in Prag, gingen nicht wenige rasch hinweg. Die Menschen waren vollauf mit den Alltagsorgen, der großen Not und dem zunehmenden Hunger beschäftigt ...

Abschied auf Raten

Das geistige Erbe – Österreich im Kontext

Die Errichtung des „Eisernen Vorhangs“ schnitt die 1945 wiedererrichtete Alpenrepublik von bisher immer noch intakten Verbindungen zu den Nachbarn ab. Wirtschaftliche, soziale und kulturelle Kontakte gingen verloren. Ähnliches galt für die Gesetzeslage. Der altösterreichische Rechtsraum existierte nicht länger.³¹

Habsburg rief sich hingegen in Erinnerung. Das politische Engagement des „Erzhauses“ nach dem Ende

der NS-Zeit und die Debatten um die Einreise von Otto Habsburg sorgten in Österreich für Aufregung. Divergierende Geschichtsinterpretationen der Parteien trugen zu den Spannungen bei, ebenso die Diskussion über strittige Vermögenswerte und damit verbundene Ansprüche der früheren Herrscherfamilie. Auf lange Sicht verloren die Kontroversen aber an Bedeutung. Der sozialistische Bundeskanzler Bruno Kreisky hatte ein positives Verhältnis zur Donaumonarchie, er suchte den persönlichen Ausgleich mit der „allerhöchsten Dynastie“. Monarchistische und legitimistische Gruppen blieben ohne Einfluss. Die medial inszenierten Trauerfeierlichkeiten für Kaiserin Zita und ihren Sohn Otto brachten den unter anderem in der Paneuropa-Bewegung engagierten Habsburg-Sympathisanten nur schwachen Zulauf. Aus der Sicht der Machthaber in der Republik waren sie letztlich kein nennenswerter Faktor mehr.³²

Noch vorhandene Relikte einer „Welt von gestern“ standen nur noch auf einigen „Nostalgieinseln“ in hohem Ansehen. Das Erbe „Kakaniens“ zog sich ins „Geistige“ zurück. Ein Reservoir an Versatzstücken aus der Zeit der Monarchie und das kulturelle Schaffen der Zwischenkriegszeit belebten den Habsburg-Mythos. Er wurde schließlich Teil des kulturpolitischen Designs der Zweiten Republik. Franz Joseph erschien nun als unbelasteter Ordnungsfaktor.³³ Er und mehr noch seine Vorgänger lenkten vom Katastrophenzeitalter zwischen 1914 und 1945 ab. Eine – vermeintlich – „gute alte Zeit“ half, die Mitverantwortung der „Ostmärker“ an den Verbrechen der NS-Diktatur auszublenden. „Antipreußische“ Bekenntnisse zum Kleinstaat kompensierte man

²⁸ Broucek, 385.

²⁹ Csáky, Eva-Marie (Hg.): Vom Geachteten zum Geächteten. Erinnerungen des k.u.k. Diplomaten und k. ungarischen Außenministers Emerich Csáky (1882–1961). 2., unv. Auflage. Wien/Köln/Weimar 1992, 225.

³⁰ Ebd.

³¹ Moos, 17.

³² Leidinger/Moritz, Die Republik Österreich, 44–48.

³³ Moos, 163.

bisweilen melancholisch mit der Hinwendung zum „glanzvollen Imperium des angestammten Herrscherhauses“.³⁴

Das Weltgeschehen begünstigte Tendenzen zur gnädigen Retrospektive. Ein allgemeiner Eskapismus wandte sich nach jahrelangem Grauen Traumwelten zu. In kitschbeladenen Idyllen tummelten sich gefürstete und gekrönte Häupter. Gerade die großen Filmstudios in Europa und in den USA beteiligten sich daran, fremdenverkehrstaugliche Schauplätze des Vergnügens zu präsentieren. Märchen- und Operettenhaftes dominierte, der „Zauber der Montur“, Prachtentfaltung und Kreativität einer „Barockgroßmacht Österreich“. Die „Musikstadt Wien“, Gefühlsstürme und Schaffensfurore der Künstler komplettierten das Weichbild der Verklärung. Eine alltagsvergessene Walzer- und Weinseligkeit trug zur Geschichtsklitterung bei. Sie entstand jenseits aller historischer Bezugspunkte. Traumfabrikation und Kulissenschieberei fanden ihren Höhepunkt in einer von jeder Zivilisationskrankheit befreiten Anbetung der „reinen, unberührten“ Landschaft – und letztlich vor allem einer „heilen“ Bergwelt.³⁵

Die Szenerien erwiesen sich als äußerst wirkungsvoll und führten im Fall der Alpenrepublik zu einer beachtenswerten Übereinstimmung zwischen nationaler Eigendefinition und primär touristisch verwertbarer Fremdwahrnehmung. Filmproduktionen hatten daran maßgeblichen Anteil. „Der Engel mit der Posaune“, „Erzherzog Johans große Liebe“, „Die Deutschmeister“, „Maria Theresia“, „Kronprinz Rudolfs letzte Liebe“ und vor allem die „Sissi-Trilogie“ versinnbildlichten den

³⁴ Leidinger/Moritz, Die Republik Österreich, 47f. und 270; Moos, 252f.

³⁵ Leidinger/Moritz, Die Republik Österreich, 270.

Zeitgeist. „Dunkle Kapitel“, wie das Massentöten von 1914 bis 1918, passten nicht zu den konservativen Paradigmen der langen 1950er Jahre und den klischeegeprägten Kassenschlagern des seichten Unterhaltungsangebotes.³⁶ Selbst die k.u.k. Armee umhüllte eine friedvolle Aureole des Glanzes und der Komik: von den Paraden und feschen Leutnants bis zum Kasernenklamauk. Für eine ernsthafte Auseinandersetzung mit den Schattenseiten der Geschichte war zunächst kein Platz. Sie sorgte lediglich in Einzelfällen für Irritation. Es bedurfte einiger Liberalisierungsschübe, der Erosion klassischer Gesellschaftsmilieus und weltanschaulicher Lager, um einen Perspektivenwechsel vollziehen zu können. Erst die gedächtnispolitische Wende der 1980er Jahre brachte eine vorsichtige Trendumkehr.³⁷

Rund vierzig Jahre später zeigt sich freilich, dass sich Stereotypen der tonangebenden Populärkultur weiterhin großer Beliebtheit erfreuen. Das überrascht zunächst weniger als die unveränderte Neigung von Teilen der Wissenschaft, kritischeren Studien mit Ignoranz und Ressentiments zu begegnen. Reflektierte Forschungsansätze und quellengesättigte Analysen, die alternative Interpretationsangebote hervorbringen, sind davon keineswegs ausgenommen. Selbst innerhalb des „akademischen Betriebs“ führt das Interesse an der Monarchie nur bedingt zu einer differenzierten Geschichtsbetrachtung,

³⁶ Marksteiner, Franz: Where is the War? Some Aspects of the Effects of World War One on Austrian Cinema. In: Paris, Michael (Hg.): The First World War and Popular Cinema. 1914 to the present. New Brunswick/ New Jersey: Rutgers University Press, 2000, 247–260; vgl. Moos, 163.

³⁷ Zu 1918 vor allem: Dassanowsky, Robert von: Finis Austriae, vivat Austria! – The Re/Vision of 1918 in Austria Film. In: Müller, Karl/Wagner, Hans (Hg.): Österreich 1918 und die Folgen: Geschichte, Literatur, Theater und Film/Austria 1918 and the Aftermath. Wien: Böhlau, 2009, 179–195.

einem nüchternen Blick auf die Vergangenheit. Politik und Gesellschaft allgemein greifen wiederum auf vereinfachende und geschönte Darstellungen zurück. Einseitige Betrachtungsweisen verfestigen sich, dienen dem Festhalten an Gewohntem, der Abwehrhaltung gegenüber Unliebsamem.

Mit der fortgesetzten Instrumentalisierung des Historischen gehen überdies gefährlichere Entwicklungen einher. Ein alter Ungeist taucht in vielen mittel- und osteuropäischen Ländern auf: Mangelndes Demokratieverständnis, (post-)imperiale Ansprüche, autoritäres Denken, soziale Ungleichheit, ideologische Verblendung, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit. Nationalistische Horizontverengung und „völkische Traumata“, Großmachträume und Großraumdenken dienen neuerlich dazu, alte Rechnungen zu präsentieren. Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das Unheil kroch ...

Rückblick im Zeitraffer – Versuch einer knappen Bilanz

Der Doppeladler symbolisierte seit alters her den Anspruch auf imperiale, ja universelle Herrschaft. Als er seine Strahlkraft einbüßte, wurde er zu einem besonderen Spezifikum der Habsburger. Er stand nun für den Doppelstaat Österreich-Ungarn und verwies auf verschiedene Blickrichtungen, entgegengesetzte Kräfte, unterschiedliche Zeitebenen.

Jahrhunderte hindurch blieb das heterogene Machtkonglomerat des Erzhauses fragil. Die „kakanische Länderunion“ verfügte trotz aller Vereinheitlichungsbestrebungen über keinen festen Reichskern. Der Zerfall des Imperiums war vom Beginn seines Bestehens an ernst-

hafter in Betracht zu ziehen als bei vielen anderen Großmächten.

Auf einer Zeitebene der „langen Jahrhundertwende“ etwa ab 1870 verschärften sich Widersprüche durch längerfristige Innovations- und Modernisierungsschübe. Positive und negative Charakteristika dieser Transformationsprozesse existierten über die scharfen politischen Brüche hinweg. Zumindest sozial und geistig verschwand die „Welt von gestern“ keineswegs mit den Einschnitten von 1914 oder 1918. Erst nach und nach lockerten sich die alten Bindungen. Ein Um- und Rückbau auf Kleinstaatsniveau kennzeichnete die Entwicklung in den Nachfolgestaaten, persönliche und geschäftliche Kontakte gingen langsam verloren. Autoritäre und totalitäre Regime, der Zweite Weltkrieg und der beginnende Kalte Krieg stellten schließlich eine gewaltsame Zäsur dar.

Davor, in der Zwischenkriegszeit, existierten zumindest Teile der habsburgischen Lebenswirklichkeit nach wie vor. Und mit ihrer Dauerhaftigkeit trat noch einmal die Janusköpfigkeit der alten Ordnung hervor.

Pessimistische Stimmungen und optimistische Zukunftserwartungen hatten einander um 1900 gegenübergestanden. Im Wechselbad der Gefühle überwog allerdings eine Tendenz zum Negativen. Die Gesamtsituation wurde schwieriger.

Nicht unbeeindruckt davon zeigte sich auch die k.u.k. Staatsführung. Hof- und Regierungskreise neigten in der Folge dazu, Schlagkraft beweisen zu wollen. Unter Berufung auf die Reputation des Reichs verleiteten imperiale Ziele zu Gewaltlösungen. Sie konnten weder das innere Gefüge noch die internationale Position der Monarchie festigen. Im Gegenteil. Die Entscheidung, den Krieg gegen Serbien um den Preis eines Weltbrandes zu wagen, führte zur Verfolgung vermeintlicher oder tatsächlicher

Verräter in den eigenen Reihen. Das Reich wurde weiter geschwächt und verlor international fast jeden Handlungsspielraum.

Erstaunlich war allerdings die Loyalität gegenüber Franz Joseph I. persönlich. Selbst die Feindstaaten blieben ihm und seiner Dynastie gegenüber respektvoll. Vor allem lag ihnen lange nichts an der Zerschlagung der Monarchie.

Was blieb, was bleibt?

Die Monarchie und ihr Erbe aus heutiger Sicht

Prinzen und Prinzessinnen sind „in“. Offenbar noch mehr als früher, als die Märchenwelt kleinen Kindern vorbehalten blieb und so mancher die Damen und Herren „von und zu“ durchaus abwertend den „Großkopfer“ zurechnete. Aber geht es nicht auch heute wie eh und je vor allem um Nostalgie und den Rückblick in eine Zeit, die in Anbetracht sozialer Ungleichheit und eines auf wenige verteilten Wohlstands zwar schlechter als heute gewesen ist, dafür aber schillernder, prunkvoller – oder geordneter? Blickt man auf Statistiken in Sachen Vermögensverteilung, dann ist „Gleichheit“ anscheinend nach wie vor mehr Wunsch als Realität. In einer 2020 veröffentlichten Studie heißt es: „Das reichste 1 % verfügt in Österreich über rund 40 % des gesamten Nettovermögens, während die ärmeren 50 % der österreichischen Haushalte gemeinsam gerade einmal 2,5 % besitzen. Dabei wird ein großer Teil der Vermögen nicht durch eigene Leistung erworben, sondern (steuerfrei) geerbt.“³⁸

³⁸ <https://www.arbeiterkammer.at/interessenvertretung/wirtschaft/verteilungsgerechtigkeit/Vermoegensverteilung.pdf> (2.6.2023).

Geld mögen andere auch haben, aber mit einer weit in die Vergangenheit reichenden Ahnentafel können die Allerwenigsten auftrumpfen. Die „Royals“ des britischen Königreichs machen es vor: Dass ihre Verhaltensweisen immer wieder alles andere als nobel sind, tut der Bewunderung für die königliche Familie Großbritanniens keinen Abbruch. Im Gegenteil. Unappetitliche Familienstreitigkeiten und andere ungünstige Skandale machen die Royals dann doch – umfassend – „menschlich“. Die Vorbildfunktion „der da oben“ ist längst dahin. So lebt es sich also „ungeniert“. Zumindest die britische Geschichtsschreibung sowie die Populärkultur mit ihren opulenten TV-Serien über mordlüsterne oder anderweitig „spezielle“ Herrscherinnen und Herrscher verweigern sich fast schon demonstrativ einer moralischen Überhöhung der Kings und Queens. Man wandelt gewissermaßen auf Shakespeares Pfaden. Schon dessen in Verse gegossene Herrscherporträts ließen jene Ehrfurcht vermissen, die den Habsburgern in Österreich zum Teil bis in die Gegenwart entgegengebracht wird.

Der Monarchie und weniger den Liberalen galt und gilt die Sympathie einer Nachwelt, die das Wüten des Nationalismus erlebte oder zumindest mit entsprechender Skepsis darauf zurückblickt. Über dem Schicksal der Habsburger wehte und weht schon deshalb eine Art Trauerflor, der zugleich touristisch nutzbar gemacht wurde und wird. Die Branche setzt auf Beständigkeit und Altbewährtes: Das leidende, weil unverstandene, aber nichtsdestoweniger umwerfend hübsche Frisurwunder Sisi verkauft sich wahrscheinlich besser als eine misanthropische Egoistin, deren Weltschmerz sie für ihr näheres Umfeld nicht immer zu einer angenehmen Zeitgenossin machte. Und ein von Schicksalsschlägen

gebeutelter Franz Joseph kommt besser an als ein steifer Regent, dem ein Abgeben von Machtbefugnissen meist erst abgerungen werden musste und der mit gelinde gesagt schlechter Risikoabschätzung von einem Krieg in den anderen taumelte. Zumindest am Anfang und dann, nach langer Pause, am Ende seiner Herrschaft. Ähnliches gilt für die Monarchie als Ganzes: lieber altmodisch und liebenswürdig als aggressiv und um Prestigeerhalt kämpfend. Und ganz allgemein: Lieber Prunk und Pomp als die Tristesse der Unterschichten. Ihre Sorgen interessieren im Unterschied zu denen der gekrönten Häupter kaum jemanden. Man beugt sich bei allen durchaus vorhandenen Bemühungen zur Entkitschung des touristischen „Habsburger-Angebots“ und vielfältigen Informationsangeboten dem angeblichen „Kundenwunsch“.

Das regelrechte Anhimmeln der „Elite“ – ob erlaucht, der Welt des Fußballs, der Musikbranche, der Wirtschaft, Politik oder anderen Bereichen zugeordnet –, erscheint manchem als nicht nachvollziehbare Selbsterniedrigung. Zum Massenphänomen geworden ist es nichtsdestoweniger, dieser „Elite“ zumindest in Sachen Lebensstil nachzueifern. Der Bundesbahner mit überdachtem Swimmingpool im Garten, der pensionierte Beamte, der gerne Golf spielt, die Lehrerin, die den Flugschein macht, und die Friseurin, die eine Putzfrau beschäftigt – ein Stück von dem, was „die da oben haben“, ermöglicht ihnen eine Gesellschaft, die den Wohlstand zuweilen bereits als selbstverständlich – im Sinne von selbstverständlich einfordernd – erachtet und keine Notiz davon nimmt, auf wessen Kosten er möglich wird.



Hannes Leidinger, geboren 1969 in Gmunden, Dozent am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien; 2009 und 2012 Gastprofessor an der Universität Wien. Mitarbeiter sowie Leiter der Außenstelle Wien des Ludwig Boltzmann Instituts für Kriegsfolgenforschung. Hannes Leidinger ist einer der erfolgreichsten Autoren historischer Sachbücher in Österreich, bei Haymon u. a. „Schwarzbuch der Habsburger“ (2012), „Trügerischer Glanz: Der Wiener Kongress. Eine andere Geschichte“ (2015), „Der Untergang der Habsburgermonarchie“ (2017) sowie „Umstritten, verspielt, gefeiert. Die Republik Österreich 1918/2018“ (gemeinsam mit Verena Moritz, 2018).



Lenz Mosbacher, geboren 1993 in Wien, arbeitet als Autor und Künstler. Er ist ein Storyteller an der Schnittstelle zwischen Ausstellungsgestaltung, Zeichnung, Comic, Film und Literatur. Seine Arbeit umfasst multimediale Kooperationen mit etwa der NÖ Landesausstellung 2019, der Universität Fribourg, dem Landesmuseum Burgenland und dem Haus der Geschichte im Museum Niederösterreich. Im Rahmen der Ausstellung „kritisch und kontrovers“, die für Bad Ischl als Europäische Kulturhauptstadt 2024 konzipiert wurde, erzählt er mit Texten und Zeichnungen den Untergang der Habsburgermonarchie. Für Hannes Leidingers Buch „Habsburgs langes Sterben“, der inhaltlichen Grundlage der Ausstellung, visualisiert er Auszüge der Szenarien.

Als im November 1918 der Erste Weltkrieg endet, tritt eine der mächtigsten Dynastien Europas von der politischen Bühne ab.

Das Reich der Habsburger zerbricht, Grenzen werden neu gezogen, die Republik wird in Österreich ausgerufen. Dennoch lebt die Monarchie weiter: in den Herzen derer, die sich ihr zugehörig fühlten. Texte von Hannes Leidinger, illustriert von Lenz Mosbacher, erzählen die Geschichte des k.u.k.-Doppelstaates und der Entwicklungen nach 1918, die im Grunde bis heute andauern. Wie betrachten wir das habsburgische Erbe? Wie steht es um seine Relevanz, nicht nur für Österreich, sondern für ganz Europa?

Zentraler Ort für die Beantwortung dieser Fragen ist die „Kaiserstadt“ Bad Ischl im Salzkammergut. Sie ist nicht nur Mittelpunkt des k.u.k.-Mythos und der romantisierenden Verklärung, sondern erinnert auch an fatale Entscheidungen. Hier beschloss Franz Josef I. den Griff zu den Waffen und damit den Anfang des Ersten Weltkriegs.

„Habsburgs langes Sterben“ bietet Einblicke in eine Geschichte, deren Nachwirkungen seit über 100 Jahren spürbar sind.

Die Buchhandelsausgabe kannst du schon jetzt unter der ISBN 978-3-7099-8222-8 vorbestellen.

Satz: Karin Berner

Covergestaltung: Suse Kopp

Autorenfotos: Leidinger / privat, Mosbacher / Zoe Opratko